

Rede von Petra von Olschowski zur Eröffnung der Ausstellung „Sabine Reuter – Was wir nicht kannten“, Galerie Valentien, Stuttgart, 8.2.2015

Es gilt das gesprochene Wort

Meine sehr geehrten Damen und Herren –

Blick zurück

In einem Katalog aus den späten 1980er Jahren stellt Sabine Reuter ihren Bildern zwei Zitate von Ludwig Wittgenstein voran. Eines davon lautet: „Immerhin ist es wichtig, sich eine Sprache vorzustellen, in der es unseren Begriff ‚wissen‘ nicht gibt.“

Es ist eine der Phasen in der Kunst, in der Wittgenstein – insbesondere von den Konzeptkünstlern – wiederentdeckt wird, weil – vereinfacht gesagt – sein „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen“ eine Ausdruckswelt jenseits der Sprache nicht nur philosophisch legitimiert. Es öffnet neue Räume. Kunst wird zu einer Ausdrucksform der Möglichkeit und Suche – oder wie man heute sagt: Recherche.

Ganz in diesem Sinn schreibt ebenfalls Ende der 1980er Jahre der Kunstwissenschaftler und Kurator Stephan Schmidt-Wulffen in dem damals populären Band „Spielregeln“ über die damals aktuellen „Tendenzen der Gegenwartskunst“: „Das Außergewöhnliche der Kunst ist, dass sie in so eigenartiger Weise nachdenkt. Die Werke des Künstlers drücken eine Haltung zur Wirklichkeit und Welt aus, aber sie bringen sie nicht auf den Begriff. Ihre Methode entspricht in vollkommener Weise ihrem Objekt: Sie analysiert Wirklichkeit, indem sie an ihr teilnimmt, oder umgekehrt, indem sie an der Wirklichkeit teilnimmt, analysiert sie sie.“

Das gilt auch für die Arbeiten von Sabine Reuter, wie wir sie aus jener Zeit und den darauffolgenden etwa 15 Jahren kennen. Das ist der Zeitraum, den diese Ausstellung abdeckt – von etwa 1987-2002.

Der schöne Titel dieser Schau „Was wir nicht kannten“ – ein Zitat aus einer von Sabine Reuters Arbeiten – öffnet in diesem Sinn ein weites, auch poetisches Feld der Bezüge, verankert in der Zeit, in der diese Werke entstanden sind, aber auch darüber hinausweisend. Und dieser Titel wird direkt eingelöst vor den Bildern selbst, in einer in sich geschlossenen und zugleich so offenen, ganz in Bewegung scheinenden besonderen Präsentation. Erkennen und Nicht-Wissen kreisen umeinander. Widersprüche, so wird sich zeigen, sind diesem Schaffen immanent.

Aber versuchen wir einen Anfang zu finden auf dem Weg zu dem, was wir – im Sinne des Titels – nicht kannten.

Ich kannte Sabine Reuter nicht. Im Unterschied zu Margarete Sander weiß ich nicht, wie sie sprach, sich bewegte, lachte, nachdachte. Ich habe ihr Dachgeschossatelier vor wenigen Wochen zum ersten Mal betreten.

Das Licht kommt von oben. Und von Norden. Klares Licht, ungebrochen, direkt. Nichts beschönigend. Unfertige Leinwände stehen auf dem Boden, Zeugnisse des Ringens um das Bild, ein Sammelsurium aus Fotos, Zeitungsausschnitten, Zetteln, Farben, seltsamen Materialien, Gegenständen, Fundstücken, Wasserhahnreglern, Krimskram liegt auf dem großen Tisch und den Regalen, Schränken und Ablagen rundherum in einer unordentlichen Ordnung, die nur der versteht, der sie geschaffen hat.

Einige Fakten bilden den Hintergrund, vor dem diese Begegnung mit dem Werk stattfindet. Lebensdaten: In Stuttgart 1953 geboren, lernt Sabine Reuter zunächst Porzellanmalerin in Ludwigsburg, bevor sie nach Wien zum Studium geht. Kunst und Musik parallel, Meisterklasse für Graphik bei Maximilian Melcher und Gitarrenklasse bei Luise Walker. Beide Studien schließt sie mit Diplom ab. Sie reist und kommt nach Stuttgart zurück, weil sie hier sehr früh einen Galeristen findet, der sie unterstützt. Freerk Valentien.

Und doch bleibt Wien der Ort, um den sie, die so vielseitig Begabte, künstlerisch kreist. Die Musik, das Theater, die Literatur, die Philosophie, die Kunst. „Kann schon sein, dass Sie sich ein paarmal im Jahr / in dieser Stadt wohlfühlen / wenn Sie über den Kohlmarkt gehen / oder über den Graben / oder die Singerstraße hinunter in der Frühlingsluft“, schreibt Thomas Bernhard, einer der Lieblingsautoren von Sabine Reuter, im „Heldenplatz“. Ich sehe die Burg vor mir, die Meierei, das Kunsthistorische, rieche die Bäume im Mai und muss an meine eigene kurze Studienzeit in einem schönen Wiener Frühling denken. Man wird Wien nicht einfach so los.

Die Bilder sind es dann, die mir einen Stich versetzen. Weil ich anfangs, mich zu erinnern, an die Bilder zu erinnern. Wo habe ich sie gesehen? Wie kommt es, dass ich, die so viel vergisst, plötzlich mit aller Klarheit weiß: ich kenne diese Bilder. Sie graben sich ihren Weg in mich hinein.

Vor den Bildern

Kleine Explosionen. Braune Pfützen brodeln. Material reagiert auf Material. Tropfen lösen sich und ziehen Schlieren. Feuchtigkeit hinterlässt Spuren. Partikel flirren durch den Raum. Scheinbar regellos. Salzkristalle, Sand, Schellack, Gips, aufgeklebte Papierschnipsel, Farben mischen sich wie in einer Art Petrischale. Matt, glänzend, malerisch, linear. Alles ist in Wandlung begriffen. Leinwand und Papier werden zum Experimentierfeld, das Atelier zum Labor. Messlatten und Millimeterpapier geben vor, hier wäre irgendwas kontrollier- oder messbar. Kurven scheinen jemand's Herzschlag aufzuzeichnen. Dabei geht es doch eher darum, wie Sabine Reuter selbst in einer der Papierarbeiten schreibt, sich dem Versuch des Vermessens zu widersetzen. Irgendwann stoppt der ganze Prozess plötzlich, ein Augenblick erstarrt. Zum Bild?

In seiner „Vermessung der Welt“ lässt Daniel Kehlmann den die Welt vermessenden Humboldt sagen, dass nichts zuverlässig sei, die Tabellen nicht, die Geräte nicht, nicht einmal der Himmel. „Man müsse selbst so genau sein, dass einem die Unordnung nichts anhaben könnte.“ (S. 129)

Genauigkeit als Schutz gegen die Bedrohung durch Unordnung – das könnte eines der Prinzipien dieser Bilder sein, die natürlich komponiert sind, musikalisch, rhythmisch, die Bewegung des Körpers der Künstlerin vor der mehr als zwei Meter großen Leinwand aufnehmend in Spritzern, Linien, Flecken, malerischen Flächen, Collagen, Stempeln und – immer wieder – kleinen schwarzen Kreisen, die Kontrapunkten gleich von Leinwand zu Leinwand, Papierbogen zu Papierbogen hüpfen.

Julia Lutzeyer hat in einem Text über Sabine Reuter geschrieben, dass die Bildteile über die Bildfläche zu „schwimmen“ scheinen. Und das trifft es gut. Spannungsfelder entstehen über einzelne Bilder hinweg, ähnliche Elemente tauchen hier wie dort auf, im kleinen wie im großen Format mit gleicher Kraft. Das zeigt die Präsentation hier besonders gut – die nicht chronologisch geordnet ist, sondern im Sinn der Bildrhythmik.

Trotz aller Dynamik in den Details wirken die Bilder in sich geklärt. Pur. Hier ist Luft und Raum. Trotz aller Vagheit und geheimnisvoller Poesie sind sie entschieden. Fragen und Behauptungen zugleich. Suche und Ziel in einem. Regeln bilden den Rahmen, in dem die Regellosigkeit möglich wird.

Für Momente scheinen sich schemenhaft Gegenstände und Figuren aus den Kompositionen abzuzeichnen, Köpfe aus übermalten Stadtplänen, Körperteile, Organe, aber auch Stühle oder Hocker setzen sich auf dem Grund des Experimentierfläche ab. Verfestigen sich. Sie erinnern vage an die figurativeren Arbeiten aus der frühen Zeit des Schaffens.

Bleibt man länger vor den Bildern, entdeckt man darüber hinaus, wie gekonnt die Künstlerin die Farben setzt, transparent gegen opak, hell gegen dunkel, aber auch offene Form gegen geschlossene, Linie gegen Fläche, Umriss gegen pulsierendes Inneres, Zeichnung gegen Malerei.

Manchmal scheint es ein leichtes Spiel, witzig, frivol sogar. Dann wieder wird es kraftvoll und schwer. Vieles wirkt spontan. Anderes wird mehrfach überarbeitet, bis es stimmt. Auch Objekte, wie die abgeformten Wasserhahnregler, finden den Weg ins Bild. Die Pop Art lässt grüßen. Vor allem aber könnte man Fluxus, Beuys, Polke, auch Yves Klein als künstlerische Bezugspunkte nennen. Sabine Reuter zitiert sie, wie sie sich selbst zitiert, im Kontext der Kunst um die Jahrtausendwende souverän und frei.

Sicher balanciert Sabine Reuter zwischen den Polen. Ihr Weg, so erzählen die Bilder, ist Tanz und Suche zugleich. 2005 bricht er mittendrin ab. Unvollendet.

Wie schreibt Thomas Bernhard in den „Alten Meistern“?

„Die höchste Lust haben wir ja an den Fragmenten, wie wir am Leben ja auch dann die höchste Lust empfinden, wenn wir es als Fragment betrachten, und wie grauenhaft ist uns das Ganze und ist uns im Grunde das fertige Vollkommene. Erst wenn wir das Glück haben ein Ganzes, ein Fertiges, ja ein Vollkommenes, zum Fragment zu machen, wenn wir daran gehen, es zu lesen, haben wir den Hoch- ja unter Umständen den Höchstgenuss daran.“

Sabine Reuters Werk ist trotz seiner Geschlossenheit und Abgeschlossenheit im Ganzen wie im Einzelnen Fragment. Daher beziehen die Arbeiten ihre Offenheit und Kraft. Und zugleich drückt das Schaffen – wie Schmidt-Wulffen es beschreibt – in jedem Moment Haltung zu Wirklichkeit und Welt aus, ohne dass diese auf einfache Begriffe gebracht werden könnte. Deswegen trifft es uns heute ebenso wie vor zehn oder zwanzig Jahren. Indem wir es anschauen, lesen und abfragen, lebt es.